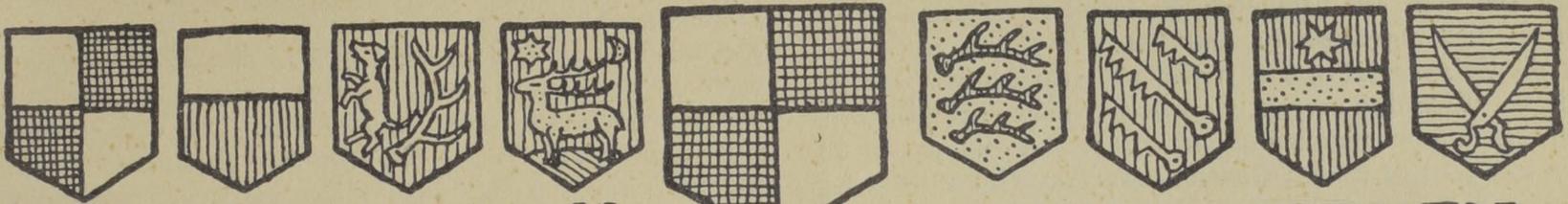


# ZOLLERHEIMAT



BLÄTTER ZUR FÖRDERUNG DER HOHEN-  
ZOLLERISCHEN HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 1

Hechingen, 15. Januar 1937

6. JAHRGANG

## Anton Gabele, ein Dichter aus Hohenzollern

Von Dr. Eugen Flad-Bonn

Es wäre falsch, das Wirken und Schaffen eines Mannes ab-schließend würdigen zu wollen, der in bester Manneskraft in Koblenz seinem Berufe als Erzieher nachgeht und als begnadeter Dichter und Schriftsteller den Mitlebenden und den kommenden Geschlechtern noch viel Gutes aus göttlicher Kraft und Begabung zu geben gedenkt. Ueber das bisherige dichterische Schaffen solchen Mannes eine Rückschau zu versuchen und den Versuch der Heimat zu unterbreiten, darf man wohl wagen, gestützt vom Wunsche und der Ansicht des Stabswalters der Kultur- und Landeskunde der hohenzollerischen Heimat, Herrn Dr. Senn, der die Zeit dafür gekommen glaubt.

Noch vor wenigen Jahren war Anton Gabele unter den zeitgenössischen Schriftstellern vollkommen unbekannt. Nur wenige Vertraute wußten um sein heißes Ringen mit seinen Gesichten und Gestalten und um den Erfolg seines Schaffens. Sie wußten, daß die Anerkennung für sein Wollen und Können nicht ausbleiben werde. Für sie war es keine Ueberraschung, als im Sommer 1930 plötzlich Gabeles Namen durch alle Zeitungen ging, die berichteten, er habe mit einem Roman „Im Schatten des Chiffals“ sich den Erzählerpreis der Deutschen Buchgemeinschaft in Berlin errungen. Das Buch erschien und brachte ein Geleitwort von dem schlesischen Dichter Hermann Stehr mit, der von den namhaften Preisrichtern sich am wärmsten für Gabele einsetzte. Mit einer Schlage war Gabele bekannt und anerkannt, was mehr heißt.

Gabele trat als Reifer vor eine größere Deffentlichkeit und als Reifer hat er sich die Jahre über bewährt. Er ist einer der besten Bauernkenner und Bauernschilderer. Nicht Helden des Geistes oder der Seele packt er an, sondern die hartgesottenen Bauerngestalten oberschwäbischen Schlags.

Sie sind herausgestellt aus den Kämpfen der Nachkriegszeit, ohne allerdings dadurch zeitgebunden zu sein. Aus den wetterharten Gesichtern seiner Bauern wetterleuchtet ihre Seele, in die der Landmann selten schauen läßt. Gabele läßt uns durch seine Darstellung hineinsehen, nicht mit viel psychologischen Schilderungen, sondern durch die Taten, die er sie verrichten läßt, durch die wenigen kargen Worte, die sie bei Gelegenheit sprechen. Aber auch die zarteren Seiten ihres Gemütes ziehen vor unseren Augen herauf, unvermerkt, zart und keusch wie Abendrot nach Regenschauer und verschämt, wie es Bauernart. Der Bauer liebt es, zartere Regungen zu verbergen, vom inneren Licht, das durch seine Seele leuchtet, eher den Schatten zu zeigen, den es wirft. So hat Gabele geschildert. Nicht wie der Bauer gern sein möchte, oder wie er vor dem Herrn Pfarrer scheinen möchte, noch gar wie ihn der Herr Pfarrer gerne haben möchte, sind Gabeles Gestalten.

Sie sind mit einer Wirklichkeitstreue gezeichnet, die echt ist, die gesund ist, denn sie geht an den Dingen nicht vorbei, sondern sieht und stellt sie dar, wie sie sind. Und Gabele kennt seine Bauern wie kaum einer. Vielleicht sind sie so lebenswahr geschildert, daß sie sich darüber ärgern, weil ein Begnadeter ihnen so tief in die Seele und ins Handwerk schaut. „Das Licht kann man nicht zeigen, ohne den Schatten. Aber das Leben wickelt sich selten in einem extremen Licht- und Schattenspiel ab mit einer Geordnetheit von reinlich geschiedenen Engeln und Teufeln. Vielmehr mischt sich Gutes und Böses beim Menschen in hunderterlei Schattierungen und feinsten seelischen Uebergängen; und das ist eben der Roman, in naturhafter, beseelter Entwicklung zu zeigen, wie hier das Licht, dort der Schatten, ohne einer diabolischen Versessenheit zu benötigen, kraft der unerbittlichen Logik der inneren Gesetze und der äußeren Verumständung obsiegen mußte. Das eine wie das andere Ende steht künstlerisch und sittlich gleich hoch, da es in Wahrheit nur auf verschiedenen, aber immer der Wirklichkeit entsprechenden Wegen klarmacht. Unkünstlerisch und unwahr würde die Darstellung nur, wenn sie für ihre Ziele gewalttätige Mittel verwenden würde, oder gar wenn sie naturwidrigen Zielen frönen würde.“ (Aus Heinrich Federers Nachlaß im „Gral“.) Gewalttätige Mittel aber verwendet Gabele nie, auch wenn er Worte gebraucht, die man bei Hofe nicht zu hören bekommt, auch wenn er Verhältnisse und Umstände schildert, bei denen es das ganze Feingefühl und den Anstand eines gereiften Menschen und Schriftstellers erfordert. Er verlegt nie die Grenzen, jenseits derer die nachschaffende Vorstellung Wege gehen könnte, die den Zweck des Ganzen beeinträchtigen. Nach Federer wird „ein Autor schon dann unwahr, wenn er das Mittel sozusagen zum Zweck macht, wenn er z. B. auch nur episodisch die Sinnlichkeit so breit und ausschweifend zu Worte kommen läßt, wie es sein moralischer Abschluß niemals fordert“. Gabele verlegt dieses Gesetz nie. Sein Roman „frönt keinen naturwidrigen Zielen“. „Letzteres geschieht, wo der Autor unverkennbar das Schlechte hätschelt, das Ungerechte, Unwahre, Unsittliche um seiner selbst willen vorbringt und himmelt und sich auswirken läßt, also gleichsam als in seiner Art gerecht, wahr, sittlich als übereinstimmend mit der gesunden Natur und dem Gewissen, als endhart beglückend.“ Gabele ist kein Moralprediger und doch im höchsten Sinne moralisch. Wer einmal die Stelle gelesen hat, der wird nie vergessen, wie packend und anschaulich der alte Föhrenbauer seinem Sohne mit dem alten Waldvogel ein Naturgesetz vor Augen hält, auf dem das Fortleben der Menschheit beruht. So zeigte schon der erste Roman Gabeles schriftstellerische Grundhaltung, die sich in allen weiteren Werken kundtut.

Im Jahre 1931 erschien dann im Verlag J. G. Cotta in Stuttgart ein neuer Roman betitelt „Der arme Mann“. Gabele übertraf in diesem Werk fast seinen preisgekrönten Roman vom Jahre vorher. Die Gestalten treten noch schärfer hervor als dort. Die Beweggründe ihres Handelns erscheinen deutlicher. Der Schriftsteller ergeht sich nicht in überpeinlichen Untersuchungen, bis in kleine und kleinste seelische Vorgänge hineinleuchtend; sondern wie man den Menschen im Leben zu begegnen pflegt, treten die Romangestalten vor uns hin. Ein Wort, eine Handlung, ein Erlebnis lassen uns nachahmen, erfühlen und erfassen, was in den Menschen vorgeht. Es sind aber nicht impressionistische Bilder, die unzusammenhängend sind und so oder auch anders verbunden und gedeutet werden können, je nachdem wie der Leser oder Beschauer sie aufnimmt, empfindet oder in seiner eigenen Einbildungskraft gestaltet. Gabele überläßt uns das nicht, er führt und zeigt uns seine Menschen so, wie er sie gesehen, in griffiger Form und nicht in Schattenbildern. Wort an Wort, Handlung an Handlung, Bild an Bild knüpfen sich aneinander. Wir sehen die Personen klar und erkennen die Beweggründe ihres Handelns aus ihrem Gesamtgehoben.

Gabele hatte sich als Bauernkenner und Bauernschilderer im ersten Roman erwiesen. Es war daher nicht verwunderlich, daß ihn die Zeit der größten Bauernbewegung, der Bauernaufstand und seine Tragik zur Gestaltung reizte. Er faßt sie aber nicht an in der Gestalt eines Führers, wie es einst Goethe im „Götz“ tat, oder wie Gerhart Hauptmann, der im „Florian Geyer“ die Masse zu seinem Helden machte. Gabele ballt das Geschehen um einen jungen Bauern und ein kleines tapferes Mädchen. Dahinter erscheint der Mensch oder die Menschen als Masse. Wie sie sich als etwas Ganzes zusammenballt, getrieben von einem Hochziel, zu dessen Erfüllung die Zeit reif zu sein scheint, wie sie einem solchen Glauben sich opfert, äußerlich unterliegt, wieder in Einzelwesen zerflattert, sich ans Alte, ewig Unzerstörbare, an die Heimat, an Grund und Boden wieder anklammert und neu aufbaut, erleben wir hier mit. Bedrückter und Bedrückte haben aus den furchtbaren Vorgängen gelernt, wie Gottfried von Zimmern und sein rebellischer Untertan Jost, sodaß das erschlagene Sehnsuchtsbild doch anfängt, Wirklichkeit zu werden.

Gabele griff in dieser Arbeit zurück in die Vergangenheit, in sein Lieblingsbuch, die Zimmerische Chronik, die uns eine Fundgrube heimatgeschichtlicher Stoffe ist. Aber auch hierdurch wird er nicht ein Heimatdichter schlechtthin, wie ihn verschiedene Zeitungen, leider auch in Oberschwaben, hinstellen, ja verschreien. Ich habe ihn in der Ueberschrift mit voller Absicht nicht einen hohenzollerischen Dichter oder schwäbischen Dichter genannt, sondern einen Dichter aus Hohenzollern. Wir sind stolz darauf, daß er unserem Heimatland entstammt; wir dürfen ihn aber nicht für die Enge beanspruchen, wir täten seiner Bedeutung sonst unrecht. Gewiß spielen beide Romane, und sein später erschienener „Talisman“, auch Geschichten aus dem „Mitsommer“ in seiner oberschwäbischen Heimat und tragen davon naturgemäß Farbe. Gabele ist aber kein Heimatdichter im Sinne des Verstrickteins nur im Heimatlichen. Er ist kein Kirchturmswächter, der eine kleine Umgebung klein sieht, auch wenn er oben unter dem Gockelhahn zur Beobachtung sitzt. Die Fragen und ihre Lösungen weisen bei Gabele immer ins allgemein Menschliche. Sie zielen nicht ins Zeitgemäße, sondern ins Zeitlose, zu Grundformen des Lebens, die im Geborenwerden, Leben, Wirken, Glauben, Schaffen und Streben von jedem Menschen neugestaltet und, gut oder schlecht gelöst, weitergegeben werden müssen auf das kommende Geschlecht. Es ist gleich, ob er und die Nachkommen in Bauernhütten, Arbeiterhäusern oder Schlössern, in Schwaben, am Rhein oder anderswo ihr Menschenlos mit seiner Freud und seiner Last auferlegt bekommen. Wäre dem nicht so, hätte Gabele den Erzählerpreis nicht bekommen dürfen. Nicht grundlos hat auch der Preisroman in einer guten Uebersetzung seinen Weg nach England gefunden.

Man darf Gabeles Schaffen nicht von zu engem Blickfeld her beurteilen. Die Gefahr ist für seine Landsleute besonders groß bei dem Werk, das im Jahre 1932 bei G. J. Manz in Regensburg erschienen ist. Die Heimat ist ein Schutz und Zauber, der um die Jugendjahre webt und auf das ganze Leben weiterwirkt. Dessen ist Gabele sich im reisenden Alter bewußt geworden. Darüber hält

er klärende Rückschau im „Talisman“. Die „Herbstfahrt“ des neuen Buches stand schon im Jahre 1927 als ein Schmuckstück im „Zollerländle“. Als „Stationen des Lebens“ waren Teile des Buches schon vorher in der Kölnischen Volkszeitung veröffentlicht worden. Gabele hat sie dann ausgeweitet und in einen Rahmen gesetzt, der sie zusammenhält, zum Ganzen abrundet. Der Rahmen ist erzählertechnisch ein Meisterstück, nicht weniger als die umrahmte Bilderfolge. Gabele berichtet über seine Jugend, seine Heimat, über die Eltern, deren Wesen und Wirken, über Tagelöhner, Handwerksburschen, fahrende Leute, über Kirche, Lehrer und Pfarrer, Professionen, Ziegelbäckerei, Tiere, Blumen und was alles Jugend und Heimat bot. Gestalten ziehen herauf aus dunkler Erinnerung, Dinge werden hell ins Licht gerückt, ins verklärende Licht des Dichters. Es ist ein echtes Verdichten dessen, was ungebunden im Dichter und auch in uns Landsleuten herumgeisterte. Der Zauber eigener, ähnlicher Jugend, die Heimat faßt uns, in der Ferne schleicht sich ein stilles Heimweh in die Seele. Daraus entsteht die Gefahr der Enge, die wir Hohenzoller ganz besonders bei der Beurteilung dieses Werkes vermeiden müssen. „Talisman“ ist anerkannt Gabeles bestes Werk. Suchen wir nach unbefangenen Zeugen. Der rheinische Schilderer der Hundsrücker Bauern Jakob Kneip schreibt darüber: Ich habe in der jüngeren Literatur seit langem nichts so Klares und so Beglückendes entdeckt wie dieses Kindheitsbuch Anton Gabeles. Hier offenbart sich ein echter Dichter, der das Gesetz der eigenen Form unverkennbar in sich trägt und mit sicherem Blick in das Wesen der Dinge schaut. Ein zauberhafter Schein liegt über Vaterhaus und Dorf, über die Gestalten der Bettler und Landstreicher, über die ganze Umwelt mit allem Getier gebreitet, und mit verhaltenem Atem liest man zuletzt, wie der Dichter den Abschied vom Vater und den Tod der Mutter mit kargen Worten und ehrfürchtiger Scheu erzählt.“

Der Schlesier Hermann Stehr aber urteilte so: „Dieses kleine Werk, das sich „Talisman“ nennt und nur als ein Bericht gelten will, ist für mich so kostbar, daß ich, ohne Einschränkung, davon ganz erfüllt bin. An ein paar romantischen Fäden hängt es fast kalenderhaft in der südschwäbischen Luft vor dreißig Jahren. Aber in seinem wesentlichen Teil, dem „Bericht“, taucht es so tief in die breite Weltanschauung bäuerlichen Lebens, daß man hingerissen, in dauernder Verklärung lebt. Man gerät gar nicht in die Versuchung zu vergleichen oder zu analysieren, so ist alles, selbst Tier und Pflanze, von unmittelbarem Leben erfüllt. Höchstens könnte man an Adalbert Griffler denken. Man treibt auf dem großen Strome des Menschendaseins dahin, dessen Schimmer bis an die Wunderwolken gläubiger Himmel reicht. Dieses Menschenwogen läuft nach dem Takt der Gestirne und im Rhythmus der Tag- und Jahreszeiten seine gleichmäßige Bahn, ohne je von den unzähligen Wirbeln der Einzelschicksale aus seinem Weg gebracht zu werden. In steter, tausendfältiger Wandlung seiner Wunder — die um Alltäglichkeiten blühen —, seiner Traumzauber — von denen das Gewöhnlichste erfüllt ist —, voll des himmlischen Erden sinnes trägt dieser Strom alle dahin. Und am Ende muß den gepeinigten Menschen der Jetztzeit Glück wieder erreichbar, Sicherheit wieder möglich erscheinen und Glauben und Hoffnung, Recht und Pflicht jedes tätigen, unerschrockenen Herzens sein.“

Im Jahre 1934 erschien wieder ein Roman von Gabele im Stufenverlag in Köln. In „Pfungsten“ stellte Gabele sich zwei Aufgaben. Er packt das ewig alte Rätsel der Reifungsjahre an und stellt zugleich den Reisenden an die Aufgaben, die jedem Jugendgeschlecht neu und unter anderem Gesichtswinkel gestellt sind. Kühn ist der Versuch, zu all den „Pubertäts“romanen einen neuen zu schreiben; noch kühner aber war es, die Fragen zu verdichten, die ein neuer Weltordnungsversuch an die Jugend stellte, wie es die Kampfzeit des siegenden Nationalsozialismus tat.

In kunstvollem, aber eben darum einfach wirkendem Knoten sind die Linien geschlungen. In zwei Pfingsttagen rollt das wichtigste Geschehen ab, dramatisch zusammengeballt auf die kürzeste Zeitspanne. Der Dichter packt den Augenblick, in dem sich in einem jungen Menschen alle seelischen Bestandteile lösen, in schneller Gärung teilen, frisch aufreihen und zu neuem Kern zusammenfinden. Dem Primaner Wolfgang Hoffmann sind Ding und Denken auseinandergefallen, die bisher eine Einheit waren. Hestig ent-

läßt sich in Familie und Schule das Gewitter, stürmt durch Kneipen und Gassen, Versammlungssäle und Zimmer, über den Garten und die Landschaft, scheidet am Mädchen und der Frau vorbei, um — wunderbarlich genug — sich in einem technischen Werk zu verfangen, in einer angefangenen Gasfernleitung. Dort findet der junge Brausewind die notwendige Einheit zwischen Welt und Gedanken wieder im Gottempfinden der Todesnot. Vom Geist des Pfingsttages berührt, in sich die Einheit des Gemütes und des Verstandes, ordnet sich Wolfgang bewußt in die Begebenheiten seiner Umwelt; er rafft sich auf zur Einreihung in die Gemeinschaft der Familie und der Schule, bejaht die Größe auch der kleinsten Pflichterfüllung, um dann von da aus weiterzuschreiten zur Tat für eine größere Gemeinschaft, für sein Volk. Er sucht sie da, wo der Tatendrang seiner Zeit, seiner Jugend sich verheißend kündigt, in der nationalsozialistischen Bewegung.

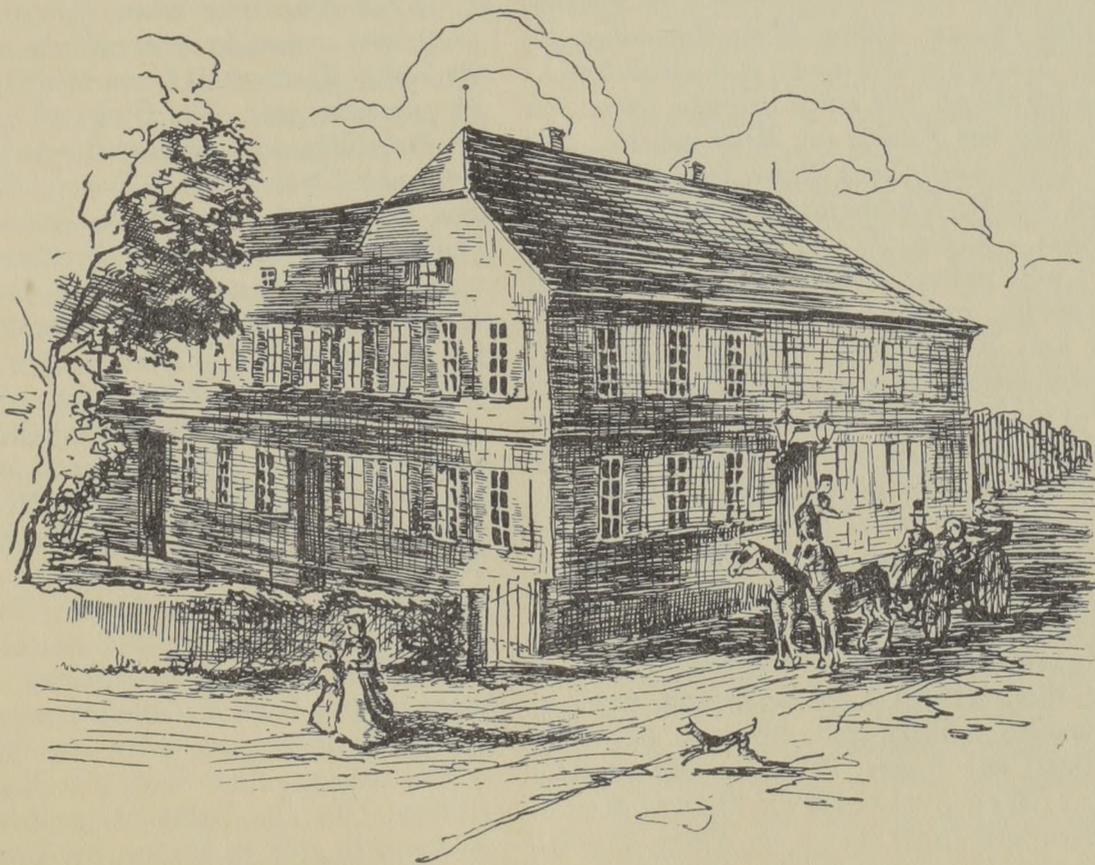
Das Reifungsrätsel in Gabeles Roman zielt, wie seine früheren Werke, ins Zeitlose, ins Ueberzeitliche. Das Politische darin ist zeitbedingt und als Zeitbedingtes nicht abschließend gelöst. Besonders der letzte Teil ist eine Art Gegenfluß des Vorhergehenden, beide allerdings religiös bedingt. Wolfgang ringt nun um die Seele seines kommunistischen Lebensretters, um das Menschliche in ihm, um den göttlichen Funken, der aus dem Tier einen Menschen macht. Dabei laufen so prächtige Gestalten mit hinter der Fahne wie der Bauernsohn und Straßenlehrer Klaus oder der geheilte „Schwadronierhengst“ Schnerr, der im Wehrsportkurs von acht Wochen sein Selbstbewußtsein an die rechte Stelle gerückt bekam und sich einordnen lernte, wie es Gemeinschaft und Persönlichkeit im rechten Ausgleich verlangen muß.

Bei einem Zeitroman muß ein Dichter an viele Fragen und Rätsel rühren. Sie alle zu lösen, geht über den Rahmen eines Romans hinaus, muß über die Kraft eines Menschen gehen, der mitten im Strudel jagender Ereignisse sich verstrickt sieht. Will er gestalten, muß er einige Fäden aus dem verwirrenden Netz ziehen. Gabele einte sie zum weisenden Leitband, indem er sie „ver“dichtete.

„Mittsommer“ nannte Gabele einen Band von elf Erzählungen, der 1935 im Herderverlag in Freiburg i. Br. erschien. Er deutet mit diesem Namen etwas Beruhigendes, Warmes, Rundes an, eine volle, satte und doch erwartungsvolle Stimmung, die er mit seinen Erzählungen über Herz und Sinn des Lesers aus-

breiten will. Die elf Geschichten, das Wort im besten Sinne verstanden, sind nicht etwa eine Sammlung von Schnipfeln, wie sie gelegentlich vom Werkisch des Dichters abfallen, sondern jede ist ein Stück Zierkunst, klein geformt, oder sorgsam ausgefeilt, jede mit eigenem Leben und Reiz, anziehend in der Einmaligkeit und doch aus dem Bau des Gesamtchaffens unseres Dichters.

Man staunt immer wieder, wie er aus Anschauungen, Erinnerung, Vorstellungsgabe und Bildkraft Neues schafft, das lebt, und zwar in der Form und Weise lebt, wie er es gestaltete. Solch frische Geschehnisse dürfen wir mit ihm erleben; doch alles kommt uns so selbstverständlich vor, als ob es eine alte Geschichte wäre. Das aber zeigt den wahren Erzähler. Zwei der Geschichten scheinen mir eine neue Linie in Gabeles Schaffen anzudeuten: „Die Legende von dem Hausierer und der „Sankta Katharina“ und „Die frierende Seele“. Bei Gabele war schon in den anderen Werken zu rühmen, wie er Geistiges sinnlich zu gestalten, Ueber sinnliches anzudeuten und ahnen zu lassen versteht. Hier geht er einen Schritt weiter, setzt Ueber sinnliches ganz vollhaft in Sinnliches um und faltet seine Erzählungen ins Märchenhafte und Legendenhafte aus. Mit seiner Fähigkeit zu körperlicher Schau erzählt er ganz aus dem einfachen Volke heraus, dessen Denken nicht blutleer und gestaltlos, nicht unsichtig und begrifflich ist, sondern auch Tod und Sterben anschaulich umgreift und formt. Für das Volk ist auch das Reich des Geistes und der Geister handfest wie die wirkliche Welt. So entstanden Sagen und Legenden, denn der Dichter „Namenlos“ sah seine Geistgestalten klar wie lebende Personen, seine Gedanken gebildlich und griffig. Jenseits und Diesseits gleiten ineinander ohne Trennung und Scheidung. So schaffte der Urgeist auch in Gabele. Vollhaft in seinem Denken und Vorstellen konnte er gefahrlos den Gang ins Legendenland wagen. Er erreicht auch in diesen Geschichten, daß der Gelehrte und der Ungelehrte, der Bauernknecht und der Geheimrat etwas bei ihm finden, das ihnen ans Herz rührt. Irgendwo packen diese Geschichten alle. „Es sind die Abgründe da, daß wir uns über den Grat beugen und die Tiefe ahnen“, steht am Schluß der besten Erzählung. Abgrund und Reich der Geister berühren sich. Gabele bannt sie, daß wir mitleiden und mitfürchten. Seine Kunst läßt uns in Abgründe sehen und macht uns schauern. Aber sie setzt uns nicht nur auf die klaffenden Ränder der Schlünde, sie durchmustert auch, freundlich



Aus unserer Bildermappe

### Das Museum in Hechingen

Federzeichnung von Rolf Johannsen nach einer alten Ansicht  
aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

und gut, leichtere Geländefalten und überblickt sie. Auf der Sohle und an den Rändern schauen wir ernste und humorige Blumen des Lebensgefildes. Wir genießen oder ahnen ihren Duft; und gelegentlich blinzeln wir mit dem Dichter in die Sonne.

Als Keifer trat Gabele einst ins Licht der Doffentlichkeit. Er hat sich als Keifer bewährt. In keinem Werk ist er in die Enge verstrickt. Auch ließ er sich nie fortreißen von hemmungslos sich ausströmender Schöpferkraft, er sank nie ab zum Tageschriftsteller. Er arbeitet bewußt, und bewußt meistert er den Drang in sich, bis er zur Klarheit und damit zur Wahrheit und Echtheit gekommen. Daher ist auch seine Schreibweise klar, echt und treffsicher. Alle Kenner rühmen die einfache Formung des Satzes, die eigentümliche Wahl der Worte. Alte bekannte Worte taucht er in ganz neue Farbe; Gefühls- und Bedeutungsgehalt der Worte erscheinen oft neu geboren. Meisterlich sind die Neuschöpfungen, die teils aus dem reinen Quell der Mundart, teils aus des Dichters poetischem Born uns zufließen. Daher kann der Leser auch nicht einfach nach dem Inhalt haschen. Jedes Wort hat seine Bedeutung im Gefüge des Ganzen, keines erscheint zuviel. Man kann nicht über

sie weghuschen, man muß sie nachdenken, die Bilder nachzeichnen in der eigenen Schaukraft.

Was anderswo, da und dort von Gabele erschienen ist, kann hier nicht zusammengestellt werden. Auch in seiner Werkstatt harrt noch manches der Veröffentlichung. Köstlichkeiten sind darunter, wie eine Sch ubertnovelle, die Gabele bei einem Dichterabend des Sprachvereins in Bonn vorlas. Ein Meisterstück seelenkundlicher Selbstschau darf aber hier nicht vergessen werden. Es ist Gabeles Selbstdarstellung „Der Baum des Lebens“, die in Nr. 49 der „Schöneren Zukunft“ vom 2. September 1934 zu lesen steht. Wie er dort selbst ausführt, nährt sich die Senkwurzel seines Baumes aus dem schwäbischen Heimatboden. Die andere Wurzel aber trinkt aus dem deutschen Schicksalsboden, den die Wasser des großen Rheinstroms tränken. Gabele faßt selbst zusammen: „Schwaben gab mir die Tiefe, den Gehalt; der Rhein die Leichtigkeit und die Form, daß ich mich nicht verbohrt und versann, sondern mit den herrlich ziehenden Wassern das Tal hinab neuem Leben, neuen Zielen entgegenströme“. Gabele ist ein deutscher Dichter geworden.

## Das Zisterzienser-Männerkloster Salem

Von J. Wezel

Im 12. Jahrhundert genoß der Orden des hl. Bernhard, Zisterzienser, auch Bernhardiner genannt, das höchste Ansehen. Seine Mitglieder tragen weiße Ordensstracht und leben nach der verschärften Regel des hl. Benedikt. Die Zahl der Klöster vermehrte sich außerordentlich rasch. Beim Tode des hl. Bernhard am 20. August 1153 gab es bereits 343 Männer- und noch mehr Frauenklöster. Bis ins 15. Jahrhundert stieg die Zahl der Zisterzienserabteien auf über 1830. In Schwaben bestanden acht Männer- und 16 Frauenklöster. Zu ersteren zählen: Salem gegr. 1134, Maulbronn 1148, Herrenalb 1148, Tennenbach im Breisgau 1157, Schöntal 1157, Bebenhausen bei Tübingen 1189, zu letzterem (Frauenkloster): Klosterwald (Hohenzollern) gegr. 1200, Heiligkreuztal bei Riedlingen 1238, Rottenmünster bei Rottweil 1223 (Wezel S. 44). Der Orden hatte einen großen Anteil an der Bekehrung des noch heidnischen, germanischen und slavischen Nordens. Seine Musterwirtschaften wurden Ackerbauschulen für die Bewohner der Gegend.

Das Zisterzienserkloster Salem, früher Salmannweiler genannt, wurde 1134 von Ritter Guntram von Adelsreute bei Ravensburg gegründet. Die ersten Mönche kamen von Lüzel im Elsaß. 1138 wird das Kloster zur Abtei erhoben. Der erste Abt Frowin 1138—1165 von Lüzel war der Reisegefährte und Dolmetsch des hl. Bernhard durch ganz Deutschland (vgl. Freib. Diözes.-Archiv B. 3, 1868 Seite 307 bis 310). Ihm folgten zwei weitere Äbte aus Lüzel: Gottfried 1165—1168 und Grimbert 1168—1175. Als bald nach der Gründung wurde mit dem Kloster- und Kirchenbau begonnen. Beide waren nach vierzigjähriger Bautätigkeit vollendet. Unter Abt Christian (1175—1191) am 14. Juli 1179 weihte der Ordensbischof und Wendenapostel Berno von Schwerin unter Assistenz des Bischofs Berthold von Konstanz die Kirche zu Ehren der Gottesmutter, wie die Ordensvorschrift es verlangte. Die Nebentäler waren geweiht dem hl. Kreuz, dem hl. Benedikt, St. Peter, allen heiligen Märtyrern, Cyriak und Verena und der Büsserin Magdalena. Der fünfte Abt, Graf Eberhard von Rohrdorf 1192—1240 genoß großes Ansehen, stand auf Seiten der staufischen Kaiser, vermehrte den Grundbesitz und verschaffte dem Kloster mancherlei Privilegien. Es war exempt d. h. stand nur unter Papst und Kaiser. Mit der Zeit gelangte es zu einer umfangreichen weltlichen Herrschaft. Im heutigen Hohenzollern erwarb es 1175 die Orte: Bachhaupten, Tafertsweiler und Eschendorf, 1200 Gunzenhausen, 1256 Magenhuch, 1265 Dstrach und Spöck, 1277 Lebertsweiler und Lausheim, 1278 Arnoldsberg, 1283 Kalkreute und 1603 Einhart. Der Sitz des Amtmanns war anfangs in Bachhaupt-

ten, später in Dstrach. Die genannten Orte bildeten das Salemsche Oberamt Dstrach. Durch die Säkularisation 1803 kamen diese Orte an das fürstliche Haus Thurn und Taxis, welches heute noch die Grundherrschaft dort inne hat. Durch die Rheinbundsakte 1806 erhielt Fürst Anton Alois von Hohenzollern-Sigmaringen die Landeshoheitsrechte über die Herrschaft Dstrach.

Der Personalstand des Klosters vermehrte sich rasch. Infolgedessen konnte es schon 1147 eine Gründungskolonie unter Gero Auer nach Raitenhaslach in Bayern und 1227 eine solche nach Wettingen senden. Das Kloster Tennenbach (gegr. 1157) wurde zwischen 1180 und 1190 Salem unterstellt, ferner die Frauenkonvente: Wald (Hohenzollern) 1212, Heggbach 1230, Kalkrain 1230, Rottenmünster bei Rottweil 1223, Heiligkreuztal 1238, Feldbach 1234, Gutenzell 1237. Um 1300 hatte das Kloster etwa 300 Insassen. Abt Ulrich II. von Seelfingen begann 1299 den Bau einer neuen Kirche, des Münsters, das heute noch steht; eingeweiht wurde es erst am 23. Dezember 1414 durch Erzbischof Eberhard III. von Salzburg, der zum Konstanzer Konzil gekommen war. Die Kirche ist eine langgestreckte, dreischiffige Pfeilerbasilika mit geradem Chorabschluß, einfacher Zisterziensergotik und Dachreiter als Turm. Das heutige Sakramentshäuschen, spätgotisch, mit reichem Figurenschmuck, stammt aus dem Jahr 1494. Von 1311—1337 stand dem Kloster Abt Konrad von Langenenslingen (Hohenzollern) vor; 1337 wurde er Bischof von Gurk in Kärnten. Unter Abt Bertold II. 1360 schenkte Graf Friedrich von Zollern dem Kloster die Pfarrei Pfullingen.

Das Kloster stand wegen der genauen Befolgung der strengen Ordensregel allgemein in Achtung. Die Metten begannen um 2 Uhr morgens. Das Mittagmahl bestand aus einem gekochten Gemüsegericht, Gerstenbrot, dicker Milch und Käse, das Abendessen ebenso mit gekochter oder roher Milch. Fleisch durfte nur Kranken verabreicht werden. An Fasttagen gab es nur eine Mahlzeit mit doppeltem Gemüsegericht. Die Fasten dauerten von Mitte September (Kreuzerhöhung) bis Ostern. An allen Freitagen mußten sämtliche Speisen mit Del gekocht sein. Die Tischzulagen in Form von Eiern und Fischen kamen in Salem erst spät in Übung. Auch Gäste und Reisende waren zum Fasten verpflichtet. Im 16. Jahrhundert scheint, wie in manchen anderen Klöstern, so auch in Salem die Ordensdisziplin gelockert zu sein. Abt Christian II. (1588—1593) will die strenge Ordensregel wieder einführen. Er zieht sich aber allzu große Feinde zu, die er nicht bewältigen kann und legt darum sein Amt nieder. Unter ihm wurde in der Kirche das neue Chorgestühl mit 100 Sitzplätzen angeschafft. Sein Nachfolger Peter II. (1593—1614) setzte dann